

Wolfgang Klein

Die Wissenschaft der Interpretation

Weise seid allein ihr Rhapsoden und Schauspieler und die, deren Werke ihr interpretiert; ich aber rede nur einfach die Wahrheit daher, wie es sich für einen einfachen Laien gehört. Ion

1 Die Kunst der Interpretation

»Damit erst haben wir interpretierend das innere Gleichgewicht der Hymne erspürt, in dem die strenge Hoheit des Ewigen und der süße Schmelz des seelen- und sinnhaft Menschlichen wunderbar und geheimnisvoll ausgewogen sind. Der Kreis schließt sich, indem wir erkennen, wie es hier möglich wurde, den »erfüllten Augenblick« in die mythische Welt selbst hineinzutragen, ohne sie damit aufzuheben, oder, schärfer gefaßt, dem Augenblick den mythischen Ewigkeitsumriß einzuprägen, so daß er den zeitentrückten Grund des menschlichen Daseins überhaupt zu spiegeln vermag: das Titanische sowohl wie die offenste Hingabe enthüllen sich darin als nur zwei Seiten desselben Grundverhalts, nämlich der wesenhaften Gebundenheit des Menschen an seine Abstammung vom Alliebenden, oder, wenn wir hier das Gleichnis vom sonnenhaften Auge noch einmal anführen dürfen, seiner Sonnenhaftigkeit:

Läg' nicht in uns des Gottes Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?«

2 Sind Interpretationen manchmal wahr?

In diesen letzten, zusammenfassenden Sätzen einer Interpretation ¹ von Goethes »Ganymed« wird eine Reihe von Behauptungen aufgestellt; so vertritt der Verfasser offenbar unter anderem die folgenden Auffassungen:

- die Hymne hat ein inneres Gleichgewicht
- wir haben etwas erspürt
- die strenge Hoheit des Ewigen und der süße Schmelz des seelen- und sinnhaft Menschlichen sind in dieser Hymne ausgewogen
- wir erkennen etwas
- es ist möglich, den »erfüllten Augenblick« in die mythische Welt hineinzutragen

- das menschliche Dasein hat einen zeitentrückten Grund
 - das Titanische und die offenste Hingabe enthüllen sich als etwas
 - der Mensch stammt vom Allliebenden ab
- und viele andere, die mehr oder minder ausdrücklich vorgetragen werden.

Diese Behauptungen sind nicht immer ganz leicht zu verstehen, aber das mag auch seinen Grund darin haben, daß hier nur die Zusammenfassung der Interpretation angeführt wird. Jedenfalls sind sie keineswegs nichtssagend. Der Verfasser legt sich auf bestimmte Aussagen fest, zu denen man durchaus entgegengesetzte vertreten könnte, etwa, daß die Hymne etwas aus dem Gleichgewicht ist, daß wir überhaupt nichts erkennen, schon gar nicht, wie der »erfüllte Augenblick« in die mythische Welt hineingetragen werden konnte, oder daß der Mensch vom Affen abstammt. Man wird daher fragen müssen, ob wahr ist, was der Verfasser behauptet.

Diese Frage könnte man nur dann als unbillig zurückweisen, wenn man die Ansicht verträte, daß es sich hier nur scheinbar um Behauptungen handelt, während in Wirklichkeit überhaupt nicht der Anspruch erhoben wird zu sagen, wie sich irgendwelche Dinge verhalten. Letzteres ist bei fiktionalen Texten der Fall. Bei Aussagesätzen, die eine Welt schaffen und nicht eine bestehende abbilden, kann man nicht so ohne weiteres fragen, ob sie wahr sind. Der Satz »Zu der Zeit, die dem Erscheinen Bartlebys unmittelbar voranging, beschäftigte ich in meiner Kanzlei zwei Kopisten und, als Lehrling, einen vielversprechenden jungen Mann.« kann gar nicht falsch sein, weil es vor diesem Satz keine Realität gibt, an der man ihn messen könnte, und diejenige, die er erschafft, ist so, wie er sagt.² Aussagen über diese, damit erschaffene Welt können wiederum wahr und falsch sein; der Satz »Bartleby war ein quecksilbriger junger Bursche« ist falsch. Hätte ihn Melville in seiner Geschichte geschrieben, so könnte er offenbar nicht falsch sein. Es ist den Sätzen selbst nicht anzusehen, ob sie »realitätsschaffend« oder »realitätsabbildend« sind, oder, wie man in Anlehnung an eine alte Terminologie sagen könnte, »poietisch« oder »apophantisch«.

Wenn Interpretationen die Welt, über die sie reden, erst schaffen, sind sie nicht Teil einer Wissenschaft, sondern vielleicht Teil einer Kunst. Ich nehme nicht an, daß ein Interpret seine Behauptungen in diesem Sinne versteht, also als realitätsschaffend; er äußert sie vielmehr in der Vorstellung, etwas über die Dinge zu sagen, wie sie sind - und dies in der Erwartung, daß der Leser noch nicht weiß, wie es sich verhält. Er hat also den Anspruch, etwas Wahres über etwas zu sagen. Demnach ist es auch zulässig, nach der Wahrheit solcher Behauptungen zu fragen. Zu manchen Werken gibt es ja auch eine ganze Anzahl von Interpretationen, in denen ganz verschiedene Behauptungen aufgestellt werden, die nicht alle zugleich wahr sein können. Man muß darum

- nicht unbedingt immer in der Praxis, wohl aber im Prinzip -

entscheiden können, welche zutrifft, wie dies ja für alle Behauptungen gilt.

Wendet man diese einfachen Überlegungen nun auf die oben angeführten Behauptungen an, so gerät man sofort in Schwierigkeiten. Wie soll man entscheiden, welche der beiden Behauptungen: »In Goethes >Ganymed< wird der >erfüllte Augenblick< in die mythische Welt hineingetragen« und »In Goethes >Ganymed< wird der >erfüllte Augenblick< keineswegs in die mythische Welt hineingetragen« denn nun wahr ist. Zumindest auf den ersten Blick sehe ich keinerlei Möglichkeit, hier irgendwelche vernünftigen Kriterien anzugeben, mit deren Hilfe man entscheiden könnte, welche der beiden Behauptungen wahr ist. Ich kenne auch niemanden, der solche Kriterien angeben kann. Es handelt sich wohlgerne nicht darum, welcher dieser beiden Sätze einem Leser des Gedichts plausibler erscheint, sondern darum, Kriterien dafür anzugeben, welcher als wahr anzusehen ist. Wenn es in der Tat keine solchen Kriterien geben sollte, so hätte dies vernichtende Folgen für die Interpretation als zentrales Stück einer Wissenschaft.

Bevor diese Überlegungen weiterverfolgt werden, muß zunächst vor vier naheliegenden Illusionen gewarnt werden:

1. Es geht nicht um die Behauptungen speziell in dieser Interpretation, die nun in der Tat etwas verschoben sind; man versteht hier, selbst wenn man den Kontext heranzieht, oft nicht recht, was denn eigentlich behauptet wird. Aber die Schwierigkeit tritt ebenso in relativ klaren Aussagen³ auf wie

- »Annettes Vergleiche... sind... nicht da, um die Gefühlshaftigkeit zu steigern.« (S. 225, Kayser).
- »Die Welle schäumt und rieselt; sie ist ein Gleichnis des strömenden Lebens...« (S. 239, Staiger über Stromgedichte deutscher Romantiker).
- »Die Quelle ihrer Inspiration ist die bürgerliche Gesellschaft« (S. 309, Benjamin über Brechts >Hauspostille<).

Mehrdeutigkeit, Kontextgebundenheit, Metaphorik und Vagheit von Behauptungen in Interpretationen machen ein Verständnis oft nahezu unmöglich, aber dies ist ein anderes, zusätzliches Problem. Es geht hier nicht darum, daß bestimmte Behauptungen schlecht zu verstehen sind, sondern darum, ob Behauptungen in Interpretationen überhaupt im Hinblick auf wahr und falsch überprüfbar sind.

2. Es geht nicht darum, daß es praktisch schwer sein mag, eine Entscheidung über wahr und falsch herbeizuführen, sondern darum, ob und wie dies prinzipiell möglich ist. Praktisch kann man sehr viele Behauptungen nicht entscheiden, z.B. »Goethe schrieb die Erstfassung des >Ganymed< am 3. Februar 1774«. Dies können wir nicht beurteilen, werden es wahrscheinlich nie können, aber dies liegt an historischen Zu-

fälligkeiten. Es könnte z.B. ein Brief Goethes vom 4. Februar 1774 entdeckt werden, in dem er berichtet, was er am Vortag getan hat, und dann würde man die Sache als entschieden ansehen können. Hier ist also die Schwierigkeit eine praktische, nicht aber eine prinzipielle.⁴

3. Es geht nicht darum, daß die Behauptungen in Interpretationen oft gleichsam nur mit beschränktem Nachdruck vertreten werden, d. h. daß man sich sozusagen im Geiste über der Interpretation eine Klausel zu denken hat: »So könnte es wohl sein:...« oder »Es erscheint recht plausibel, daß...« Solche unausgesprochenen Kautelen stecken sicherlich in vielen Interpretationen, obwohl man eben auch Behauptungen findet wie »Die Interpretation sowieso der Textstelle xyz ist definitiv falsch«. Aber wie nachdrücklich man seine Behauptungen vorbringt, ist vielleicht eine Frage der wissenschaftlichen Moral oder der Taktik; sie hat nichts damit zu tun, daß man die Behauptung selbst im Prinzip nach wahr und falsch entscheiden können muß. Es spricht für die Bescheidenheit oder Klugheit eines Interpreten, wenn er sich nicht allzu apodiktisch äußert, sondern seine Behauptungen nur als mehr oder minder einleuchtende Hypothesen verstanden wissen will. Aber er gibt immerhin gewissen Aussagen den Vorzug, und ob dies berechtigt ist, muß sich ermitteln lassen.

4. Schließlich geht es keineswegs darum, einen dem Gegenstand der Literaturwissenschaft vielleicht unangemessenen »naturwissenschaftlichen« oder gar mathematisch-deduktiven Begriff *des* »Beweisens« einzuführen. Daß eine Aussage oder eine Behauptung wahr ist, wird hier in einem sehr einfachen, alltäglichen Sinne verstanden: wenn gesagt wird, daß sich bestimmte Dinge so und so verhalten, und sie verhalten sich so und so, dann ist die betreffende Aussage wahr; andernfalls ist sie falsch. Davon zu trennen sind die Kriterien, nach denen man überprüft, ob sich die Dinge so und so verhalten. Sie betreffen die Frage, wann man legitimiert ist, eine Aussage für wahr zu halten. Man kann diese Kriterien unterschiedlich streng ansetzen, und wie man hier verfährt, hängt von vielen Gesichtspunkten ab, etwa von der Wichtigkeit der Frage für uns, von dem praktischen Zwang, rasch eine Entscheidung zu treffen - dies gilt vor allem bei alltäglichen Entscheidungen (»dies ist die richtige Frau für mich«) -, von bestimmten sozialen Gepflogenheiten. Bei Behauptungen, die im Rahmen einer Wissenschaft aufgestellt werden, müssen die Behauptungen bis zu einer unmittelbaren Evidenz geführt werden - im Prinzip, nicht unbedingt in der Praxis -, d. h. sie müssen so weit gerechtfertigt werden können, daß nur ein Wahnsinniger oder ein Philosoph noch daran zweifeln würde. Dies tut man auch sonst bei literaturwissenschaftlichen Aussagen: Wenn wir einen Brief Goethes, datiert vom 4. Februar 1774, fänden, in dem es heißt, daß er am Vortag ein Gedicht >Ganymed< geschrieben hat, so kann man dies als hinlängliche Evidenz ansehen, obwohl man auch gegen dieses »Be-

weismittel« Einwände erheben könnte: Goethe könnte sich im Datum geirrt haben, er könnte lügen, er könnte ein ganz anderes, verlorenes Gedicht meinen, usw. Nach dem gesunden Menschenverstand ist ein solcher Brief aber ein hinlängliches Beweismittel, wenn nicht besondere Gründe für einen Zweifel vorliegen. Einen solchen Grad der Absicherung sollte man auch für Behauptungen in Interpretationen im Auge haben, nicht aber, daß die Interpretation »stimmig« ist oder daß wir im Innersten fühlen: so muß es sein. Man sollte nach jedem Satz fragen: »Ist dies in der Tat so? Welche Gegenargumente gibt es?«, und erst, wenn alle möglichen Gegenargumente ausgeräumt sind, den Satz stehenlassen, wenn man ihn geschrieben hat, oder annehmen, wenn man ihn gelesen hat.

Worum es also geht, ist der Nachweis, daß die Behauptungen, die man in Interpretationen findet, nicht etwas erfinden, sondern etwas abbilden. Wenn dieser Nachweis nicht zu führen ist, muß man annehmen, daß Interpretationen in den Bereich der fiktionalen Prosa fallen. Dies ist in einem ganz strengen Sinn zu verstehen, nicht in dem, in dem man manchmal etwas polemisch sagt, Interpretationen seien Dichtung über Dichtung und dabei die etwas enthusiastische Sprache mancher Interpreten im Auge hat. Hier geht es nicht darum, daß viele Interpretationen unklar oder vage oder mehrdeutig sind - dies ist ein ganz anderes Problem -, sondern darum, ob manche Behauptungen in Interpretationen wahr sind. Dazu muß man allerdings wissen, was sie besagen, und eben dies ist in vielen Fällen gar nicht klar. Wovon spricht eigentlich Staiger, wenn er sagt: »Wenn der Dichter das Spätboot besteigt, der schwarze Rauch dem Rohr entquillt und wenn sich das Schiff in die Dunkelheit wendet, beginnt er seine Todesfahrt. Er läßt die Gestade des Lebens zurück und kehrt in stillere Reiche ein.« (S. 247). Dies klingt gut, aber ist es so? Spricht Staiger hier über das Gedicht selbst? Spricht er über eine vom Gedicht geschaffene Welt, in der jemand ein Boot besteigt? Je nachdem, worüber seine Rede geht, kann man hinsichtlich wahr und falsch zu ganz verschiedenen Ansichten kommen. Es ist wohl falsch, daß C. F. Meyer (1825-1898) zu der Zeit, da er das Gedicht >Im Spätboot< schrieb, das Spätboot bestiegen hat, was immer das Spätboot sein mag. Hingegen stimmt es, daß eine von C. F. Meyer als »ich« bezeichnete Person in einem Gedicht in einem Schiff fährt. Relativ zu der von dem Gedicht geschaffenen Welt sind die Behauptungen Staigers also vielleicht richtig. Man muß daher zunächst klären, worüber die Behauptungen in Interpretationen denn gehen - über die wirkliche Welt, über eine vom Text geschaffene (fiktionale) Welt, über eine vom Interpreten geschaffene Welt. Nur wenn sie sich auf die ersten beiden beziehen, können sie als realitätsabbildend und damit als apophantische Rede angesehen werden.

3 Wovon handeln Interpretationen?

Die Behauptungen in Interpretationen⁵ handeln, wie man leicht feststellen kann, von ganz unterschiedlichen Sachverhalten. Die einen beziehen sich, grob gesagt, auf das Werk selbst,⁶ die andern auf »Randfakten«. Mit letzteren meine ich Aussagen über den Autor, die Zeit und die Umstände, unter denen das Werk verfaßt wurde, die Aufnahme durch Zeitgenossen und andere Interpreten und derlei mehr. So beginnt Staigers Interpretation von Brentanos >Wenn die Abendwinde wehen< mit den Worten: »Clemens Brentano hatte die Mitte der Fünfzigerjahre schon überschritten, als er Emilie Linder kennenlernte, eine wohlhabende Baslerin, die 1832 nach München übersiedelt war... Die späte Begegnung erinnert an die frühere mit Luise Hensel. Herzliche Freundschaft bahnt sich an. Der Liebende und ungestüm Werbende aber findet sich zurückgewiesen.« (S. 159). Dies sind ohne Zweifel Aussagen, die im Prinzip überprüfbar sind, auch wenn es heute in der Praxis schwer genau feststellbar sein mag, ob z. B. der ungestüm Werbende in der Tat zurückgewiesen wurde oder ob diese Begegnung in der Tat an die frühere erinnert, und wenn, wen. Es sind jedenfalls Aussagen über Sachverhalte in der realen Welt: sie bilden Realität ab und schaffen sie nicht.

Solche Aussagen über Randfakten finden sich in den meisten Interpretationen, vor allem in materialistischen. Sie dienen aber immer nur dazu, eine Argumentationsgrundlage für Behauptungen über das Werk selbst zu schaffen - etwa, wenn gesagt wird: »Die Wörter lind, lindern, Linde spielen auf Emilie Linder an« oder »Die zunehmende Entfremdung des Dichters von der arbeitenden Masse führt schließlich ...«, usw. Insofern sind Aussagen über Randfakten zwar im Prinzip überprüfbar, aber sie haben nur eine Hilfsfunktion: sie vermitteln das Wissen, das nach Meinung des Interpreten für seine Interpretation wichtig ist.

Wenn man von Aussagen über das Werk selbst spricht, so muß man mindestens drei Fälle unterscheiden, nämlich solche

- (a) die sich auf das Verhältnis zwischen Autor und Werk beziehen, genauer gesagt, auf das, was der Autor nach Ansicht des Interpreten mit seinem Werk ausdrücken wollte,
- (b) solche über das Werk allein,
- (c) solche, die sich auf das Verhältnis zwischen Werk und Interpreten beziehen, wobei sich der Interpret gewöhnlich »verallgemeinert«, d. h. für alle Interpreten (oder alle vernünftigen oder alle sensiblen) zu sprechen glaubt.

Diese Fälle sollen in den folgenden drei Abschnitten etwas näher betrachtet werden.

3.1 Aussagen über das Verhältnis von Autor und Werk

Ein typischer Fall hierfür sind jene Aussagen, in denen gesagt wird, was Brecht mit der >Maßnahme< meinte, oder solche, in denen zur Büchner-Interpretation die bekannte Briefstelle vom »gräßlichen Fatalismus der Geschichte« herangezogen wird oder in denen zur Deutung von >The Pit and the Pendulum< Poe ein bestimmtes Verhältnis, sagen wir, zu seiner Mutter unterstellt wird (wobei dies letztere ein Randfaktum ist).⁷ Dabei wird durchaus auch angenommen, daß dem Verfasser vielleicht gar nicht klar ist, was seine Absicht war, daß er dies rational nicht fassen kann, daß er aus dem Unbewußten wirkt, oder was auch immer. Man mag sich fragen, ob es nicht völlig gleichgültig ist, was ein Autor, bewußt oder unbewußt, wollte, ob es nicht eher darauf ankommt, was in seinem Werk steht, und tatsächlich ist diese Frage ja oft diskutiert worden. Für uns spielt es aber hier keine Rolle, was man eher tun sollte, denn hier geht es nur darum, ob das, was gesagt wird, richtig ist, und ob man dies im Prinzip ermitteln kann.

Es ist fast nicht zu überprüfen, denn zu dem, was ein Dichter im Kopf hat, wenn er etwas im Kopf hat, haben wir keinen direkten Zugang. Wir haben nur gewisse Hinweise durch seine Äußerungen. Wenn man aber solche Äußerungen, z. B. die zitierte Büchners, heranzieht, um daraus auf das zu schließen, was er in seinem Werk sagen will, dann beruht dies auf einer Reihe zusätzlicher Annahmen, die sehr unsicher sind:

1. Es beruht auf der Annahme, daß wir die Äußerungen über die Absichten oder Einstellungen des Verfassers richtig verstanden haben. Dies ist praktisch schwer, aber - so denke ich - doch im Prinzip überprüfbar.
2. Es beruht auf der Annahme, daß der Verfasser »psychisch konsistent« ist, d. h. daß er in seinen Anschauungen, Absichten und Empfindungen eine gewisse Konsistenz zeigt; dies ist höchst unwahrscheinlich, zumindest aber unsicher und schwer zu überprüfen. Um ein Beispiel zu geben: es kann sein, daß Büchner den bekannten Satz in einer momentanen Depression niedergeschrieben hat, daß er oft ganz anders empfand, aber daß wir darüber keine so guten Belege haben; dies ist ganz spekulativ, aber wie soll man es überprüfen?
3. Es beruht auf der Annahme, daß der Verfasser seine Äußerungen (a) ehrlich meint, (b) dabei nicht lügt, (c) nicht irrt und (d) sich darüber einigermaßen im klaren ist. Es kann sein, daß er - bei einer späteren Äußerung über sein Werk - sich gar nicht mehr genau erinnert, daß er - bei einer früheren - seine Absicht ändert, oder daß er überhaupt nicht genau weiß, was er eigentlich sagen will. Dies letztere ist vielleicht der typischste Fall, wenn man die Antworten zeitgenössischer Autoren auf die Standardfrage »Was wollten sie mit ihrem

Werk ausdrücken?« für repräsentativ hält. - Eine Überprüfung, ob diese Annahme zutrifft, ist praktisch unmöglich.

Es gibt noch weitere stillschweigende Annahmen, aber diese scheinen mir die wichtigsten. All dies, insbesondere die mangelnde Überprüfbarkeit der genannten Annahmen, liegt so auf der Hand, daß man immer wieder staunen muß, mit welcher leichter Selbstgewißheit in Deutungen auf das, was der Autor sagen wollte, Bezug genommen wird. Wir kennen in der Regel die Absichten, die ein Autor in einem Werk verwirklichen wollte - einmal unterstellt, es gibt solche Absichten - nicht, ebenso wenig die Vorstellungen, Empfindungen oder vielleicht gar sein Unbewußtes. Solange aber dies der Fall ist, sind Behauptungen darüber, daß diese Stelle in dem betreffenden Werk das und das bedeutet, weil der Verfasser ein Marxist oder ein Nihilist ist oder ein frommer Mann oder weil er den gräßlichen Fatalismus der Geschichte vorführen wollte, prinzipiell unüberprüfbar. Diese Voraussetzung zu schaffen, ist allerdings ein praktisches Problem, wenn auch ein kaum lösbares.

3.2 *Aussagen über das Werk allein*

Diese Art von Aussagen ist es offenbar, die den meisten Interpreten vorschwebt. Man kann hier wiederum eine große Fallunterscheidung vornehmen, nämlich in Aussagen über die (sprachliche) Form des Werkes und in solche über die Bedeutung. Erstere sind solche wie, daß das Werk ein Sonett ist, unrein reimt, viele dunkle Vokale aufweist, Verben überdurchschnittlich oft substantiviert verwendet, das passé simple anders verwendet als üblich usw. Dies sind jene Aussagen, die man gewöhnlich in der linguistisch orientierten Literaturwissenschaft findet. Sie sind vorzüglich überprüfbar, sie sind auch beliebig zu präzisieren. Auch beschränken sie sich keinesfalls immer auf so einfache Eigenschaften wie die genannten. Die Arbeiten beispielsweise von Solomon Marcus und seinen Mitarbeitern⁸ beziehen sich auf sehr komplexe »Großstrukturen« in der Form eines Werkes, etwa ganzer Dramen und Erzählungen, und sie sind dennoch präzise, formal und ausgezeichnet kontrollierbar. In den gängigen Interpretationen spielen jedoch Aussagen dieser Art eine ganz untergeordnete Rolle; es gibt nach wie vor vergleichsweise wenig Arbeiten, denen es mehr um die »Sprachform« oder um die »Stilzüge« des Werkes geht als um den Inhalt oder die Funktion solcher sprachlicher Eigenschaften, solange man von den neueren, linguistisch orientierten Ansätzen absieht.⁹

Die meisten Aussagen beziehen sich auf die Bedeutung des Textes oder einzelner Teile daraus. Nun kann jemand, der das Deutsche beherrscht, einen auf Deutsch geschriebenen Text gewöhnlich verstehen. Er weiß, was der Satz »Clemens Brentano hatte die Mitte der fünfziger Jahre schon überschritten.« bedeutet (er bedeutet, daß Clemens Brentano zu

dem Zeitpunkt, um den es hier geht, schon älter als 55 Jahre war). Wenn daher jemand etwas über die Bedeutung eines Textes sagt, müßte dies gut kontrollierbar sein. Wenn jemand sagt, der Satz »Auf der Schiffsbank mach ich meinen Pfühl« bedeute, daß der Dichter das Spätboot besteigt, wird man dies als falsch bezeichnen müssen. Er bedeutet nämlich, daß jemand, der hier als »ich« bezeichnet wird, sich auf einer Schiffsbank ein weiches Lager richtet. Staigers Behauptung bezieht sich offenbar nicht auf die historische Person C. F. Meyer. Sie kann aber insofern als realitätsabbildend (und nicht realitätsschaffend) gelten, als sie sich auf durch den Gedichttext geschaffene Realität bezieht, also jene, in der jemand auf der Schiffsbank seinen Pfühl macht. Nur unter dieser Voraussetzung ist die Behauptung eines Interpreten über die Bedeutung kontrollierbar. Um sie in der Tat überprüfen zu können, muß man sowohl zur Bedeutung der Behauptung wie zur Bedeutung des Textes, auf die sich die Behauptung bezieht, Zugang haben, anders gesagt, man muß sowohl den Text wie die Behauptung des Interpreten verstanden haben. Nun scheinen die Interpreten ja gerade der Ansicht zu sein, daß ein gewöhnlicher Leser die Bedeutung des Textes nicht versteht, oder falsch versteht, oder nicht vollständig versteht, solange ihre Interpretation nicht vorliegt. Wenn dies aber in der Tat der Fall sein sollte, dann ist offenbar eine Überprüfung der entsprechenden Aussagen in der Interpretation nicht möglich. Dies ist leicht zu sehen: um den Satz »Der Text x hat die Bedeutung b« überprüfen zu können, muß man einen unabhängigen Zugang zur Bedeutung des Textes x haben, muß man die tatsächliche Bedeutung des Textes x ermitteln, sie mit b vergleichen, und dann kann man sagen, ob die Behauptung stimmt oder nicht. Wenn aber Sätze der Art »Text x hat die Bedeutung b« notwendig sind, um dem Leser die Bedeutung von x zu vermitteln, kann er die Wahrheit dieser Sätze nicht mehr ermitteln.

Dies würde im übrigen keineswegs besagen, daß Aussagen über die Bedeutung sinnlos oder überflüssig sind, sondern nur, daß sie nicht kontrollierbar sind, wenn nicht eine bestimmte Voraussetzung gegeben ist. Wenn jemand sagt: »Der Satz >ja ljublju smotret' kak umirajut deti< bedeutet >ich schaue gern, wie Kinder sterben<< (Majakovkij), dann ist dies überprüfbar nur für jemanden, der den russischen Satz auch so versteht; nützlich mag es auch für jemanden andern sein, ja vielleicht gerade für diesen. Wenn hingegen jemand sagt: »Die Zeile >higo bloiko russula huju< bedeutet >Die Hunde bellen, die Karawane zieht weiten<< (Ball), dann ist dies grundsätzlich nicht mehr auf wahr und falsch überprüfbar.

Man steht also bei Aussagen über die Bedeutung des Textes, wie sie in Interpretationen vorkommen, vor folgendem Dilemma: entweder der Leser versteht den Text auch so, d. h. unabhängig von den in der Inter-

pretation vorkommenden Aussagen über die Bedeutung des Textes; dann sind diese Behauptungen gut überprüfbar, aber gleichsam müßig, weil sie nur in andern Worten etwas sagen, was der Leser ohnehin weiß (Interpretation als Paraphrase); oder aber die Bedeutung *des* Textes kann nur mit Hilfe der interpretierenden Aussagen erfaßt werden; dann haben diese Aussagen einen praktischen Sinn, sie sagen dem Leser, wie er den Text zu verstehen hat, aber sie sind nicht überprüfbar, und zwar prinzipiell nicht; in diesem Fall kann man gar nicht entscheiden, ob die Behauptungen eine bestimmte Realität abbilden, nämlich die Bedeutung des Textes, oder eine solche erst erschaffen. Sie haben aber offenkundig den Charakter von Sollenssätzen: der Leser soll annehmen, daß der Text dies oder jenes bedeutet, wobei es gleichgültig ist, ob diese Bedeutung in der Tat vorhanden ist oder eine Fiktion der Interpretation darstellt. Man kann dies die »deontische Auffassung« vom Status interpretierender Aussagen nennen. Sie wird beispielsweise von Ihwe (1976a, in diesem Band, vor allem aber Ihwe 1976b) vertreten; selbstverständlich sind nach dieser Auffassung nicht alle Aussagen in Interpretationen deontisch, aber gerade die nach üblicher Auffassung wichtigen, nämlich die über die Bedeutung und die über den »ästhetischen Gehalt«.¹⁰

Es ist zu beachten, daß, jedenfalls bis jetzt, nicht ein sehr enger »linguistischer« Begriff von Bedeutung zugrundegelegt wurde. Das Dilemma zeigt sich, was immer man unter »Bedeutung eines Textes (oder Textstückes)« versteht. Allerdings beruht es auf der Annahme, daß dem Text eine bestimmte, feste Bedeutung zukommt, insofern er eine bestimmte sprachliche Form hat. Diese Annahme läßt sich aber bei Texten in natürlicher Sprache nicht so ohne weiteres aufrechterhalten. Wie wir einen Text verstehen, hängt nur zu einem gewissen Teil von diesem Text selbst ab, also von der Bedeutung der einzelnen Wörter und der Auswirkung, *den* die syntaktischen Regeln auf die Bedeutung haben. Darauf wird in Abschnitt 4 eingegangen.

3.3 Aussagen über das Verhältnis zwischen Werk und Interpret

Sehr viele Aussagen in Interpretationen sprechen Texten anscheinend Eigenschaften wie Schönheit, Würde, Erhabenheit, Anmut, Plumpheit, Poetizität, Plattheit usw. zu. Wenn man annimmt, daß dies in der Tat Aussagen über Texte sind, dann sind sie unkontrollierbar, es sind Fiktionen, die von Texten handeln. Man kann überprüfen, ob es richtig ist, daß der Text 217 Silben enthält, aus 87 Wörtern besteht, die in einer bestimmten Weise zusammengefügt sind, daß er dies oder jenes bedeutet, von dem und dem geschrieben wurde, nicht aber, daß er schön ist. Wenn einer behauptet »Das Gedicht x ist erhaben« und ein anderer »Es ist platt«, so kann man nicht eines von beiden unter Hinweis auf Eigenschaften des Textes als falsch erweisen; der Hinweis auf Merkmale des

Textes läßt dem andern immer die Möglichkeit zu sagen: »Dies mag sein, aber ich finde es trotzdem erhaben« (bzw. »platt«). Das einzige, was man daher kontrollierbar sagen kann, ist, daß manche Leute es schön oder erhaben oder platt finden, vor allem der Interpret selber, der sein Urteil natürlich für typisch oder für besonders wichtig hält. Man hat bei solchen ästhetischen Urteilen, die im übrigen selten so explizit wie die angeführten sind, zwei Möglichkeiten:

1. Man nimmt an, daß es »leere« Aussagen über den Text sind, d.h. solche, die vorgeben, etwas über den Text zu sagen, aber in Wahrheit nur Versuche sind, die Rezeption zu normieren. Dies ist, auf einen etwas anderen Bereich angewandt, wiederum die deontische Auffassung. Bei ihr sind »ästhetische Aussagen« nicht zu überprüfen. Ob sie akzeptiert werden, hat nichts mit wahr oder falsch zu tun, sondern ist eine Frage der Macht oder des rhetorischen Geschicks.
2. Man nimmt an, daß es Aussagen über das Verhältnis von Menschen, im besonderen des Interpreten, zu dem Text sind. Die Aussage, »daß es in der deutschen Sprache kein traurigeres Gedicht gibt« (als Brentanos >Der Spinnerin Lied<, S. 158, Alewyn) ist bei dieser Auffassung dem Augenschein zum Trotz keine Aussage über den Text, sondern eine Aussage über die Wirkung des Textes auf Alewyn. Alewyn meint vielleicht: auf alle Menschen, oder auf alle sachkundigen, oder alle, die ein fühlendes Herz haben. Wie immer dies gemeint sein mag, es ist im Prinzip überprüfbar, wenn auch vielleicht nicht in der Praxis.

Diese letztere Auffassung scheint mir die einzig sinnvolle, wenn man eine Wissenschaft der Interpretation betreiben will. Man hat damit das Problem der Überprüfung ästhetischer Aussagen nicht gelöst, aber sie können zumindest als überprüfbar gelten. Diese Auffassung ist nicht zu verwechseln mit einer rezeptionsästhetischen, bei der es um die tatsächliche Wirkung eines Werkes und ihre Erforschung im Sinne einer historischen Untersuchung geht. Hier hingegen kommt es darauf an, die Gesetzmäßigkeiten zu erforschen, nach denen ein Text von bestimmter Gestalt und Bedeutung eine bestimmte ästhetische Wirkung auf bestimmte Menschen hat. Dazu kann die Wirkungsgeschichte höchstens ein Hilfsmittel sein. Im einen Fall geht es um die Ermittlung der Gesetzmäßigkeiten, im andern um die Ermittlung der Randbedingungen, in denen diese Gesetzmäßigkeiten wirksam geworden sind.

Die Ermittlung solcher Gesetzmäßigkeiten ist eine sehr schwierige, unbequeme, aber klare und mit wissenschaftlichen Methoden durchführbare Aufgabe. Sie ist eine der beiden zentralen Aufgaben einer Wissenschaft der Interpretation, und zwar die im engeren Sinn literaturwissenschaftliche. Sie setzt die Lösung der andern, nämlich der linguistischen Analyse des Textes nach Form und Bedeutung aufgrund der entsprechenden linguistischen Gesetzmäßigkeiten voraus.¹¹

Diese Überlegungen zur Überprüfbarkeit von interpretierenden Aussagen sollen nun umgesetzt werden, um einige Anforderungen zu formulieren, die eine Interpretation mit überprüfbaren Aussagen erfüllen muß. Interpretationen, die diesen Anforderungen genügen (bzw. zu genügen versuchen), will ich Textanalysen nennen.¹² Die Aussagen in Textanalysen sollen einesteils relevant sein - und das heißt, sie müssen im wesentlichen die Aussagen traditioneller Interpretationen miteinfassen -, andererseits müssen sie auf ihre Richtigkeit im Prinzip kontrollierbar sein.

Der Grund, weshalb die bisherigen »linguistischen« Textanalysen literarischer Werke für die Literaturwissenschaft so wenig interessant waren, liegt nach meiner Ansicht darin, daß sie zwar gut überprüfbar waren, oder vergleichsweise gut, sich aber auf relativ »unwichtige« Aussagen beschränkt haben: auf solche zur Form, während wenig zur Bedeutung und noch weniger zum Schönen gesagt wurde.

Bevor nun die genannten Anforderungen dargelegt werden, gehe ich kurz auf das Problem ein, das im vorigen Abschnitt bei der Erörterung von Aussagen über die Bedeutung von Texten aufgeworfen wurde.

4 Wie verstehen wir Sätze in natürlicher Sprache?

Behauptungen über die Bedeutung eines Textes sind nur kontrollierbar, wenn man unabhängig von diesen Behauptungen die Bedeutung des Textes versteht, wenn sie also sozusagen nichts hinzutun. Dann aber haben diese Behauptungen keinen rechten Sinn mehr, denn sie sagen nur, was ohnehin schon gesagt ist. Eine Behauptung wie »In den Zeilen >Es schienen so golden die Sterne, einsam ich am Fenster stand< ist die Rede von den Sternen, und von ihnen wird gesagt, daß sie so golden schienen, und es wird zum Ausdruck gebracht, daß jemand, der hier als Sprecher figuriert, einsam am Fenster stand« ist sicher überprüfbar, sogar wahr, aber nicht von großem Aufschlußwert, und wenn die Behauptungen in Interpretationen, soweit sie sich auf Bedeutungen beziehen, alle von dieser Art wären, würde kaum jemand Interpretationen lesen. In der Tat findet man auch solche Aussagen zur »literalen Bedeutung« nur selten. Stattdessen heißt es vielleicht »In den beiden Zeilen eröffnet sich dem romantischen Ich ein Empfindungsraum, in den sich die entgrenzende Sehnsucht aus der Enge des Daheim frei verströmen kann«. Man mag eine solche Behauptung schwer verständlich oder präventios finden. Aber zum einen finden sich derartige Behauptungen überaus häufig in Interpretationen, und man sollte Leute, die sich sehr lange mit diesen Dingen beschäftigt haben, nicht gleich für Schwätzer halten, weil sie etwas geschraubt daherreden, zum andern ist dies offenkundig eine Aussage zur Bedeutung der beiden ersten Zeilen dieses Gedichts, und drittens wird sie jeder, der sich ein wenig mit Eichendorff und der romantischen Poesie

allgemein auskennt, wahrscheinlich für nicht ganz falsch halten; man darf sich, jedenfalls als Linguist, nicht durch die krause Ausdrucksweise beirren lassen.

Die angeführte Behauptung bezieht sich sicher nicht auf die »literale Bedeutung«, sondern auf irgendeine »tiefere« Bedeutung dieser Zeilen. Welcher Art sie ist, kann man schwer sagen, und dies soll auch gar nicht erst versucht werden.¹³ Stattdessen soll einmal kurz betrachtet werden, wie wir denn gewöhnlichen, alltäglichen sprachlichen Äußerungen Bedeutungen zuordnen, und ob es hier gewisse, klar formulierbare Prinzipien gibt, die über die »literale Bedeutung« hinausführen.

Wenn jemand sagt »Karl schläft«, so kann man diesen Satz verstehen, wenn man die Bedeutung von »Karl« kennt, die Bedeutung von »schläft« und die Bedeutung der hier vorliegenden syntaktischen Konstruktion (im Gegensatz etwa zu der syntaktischen Konstruktion, die aus denselben Wörtern den Ausdruck »schläft Karl« macht). Diese Zuordnung von kleinsten sprachlichen Ausdrücken (Wörtern, Morphemen o. ä.) und von syntaktischen Regeln zu Bedeutungen ist konventionell geregelt; wer eine Sprache kann, beherrscht sie, und eben dies setzt ihn instand, Äußerungen in dieser Sprache zu verstehen. Auf diesem Grundgedanken, der hier natürlich sehr verkürzt wiedergegeben wurde, beruhen praktisch alle linguistischen Bedeutungstheorien, auch wenn sie ihn in sehr unterschiedlicher Weise zu präzisieren versuchen. Die Kenntnis dieser Konventionen (Bedeutungszuordnungen) ist aber oft nicht hinreichend, um eine Äußerung zu verstehen. Dies hängt, außer mit der Variabilität der Sprache, der Mehrdeutigkeit und der Unbestimmtheit der Zuordnungen, vor allem mit zwei Gegebenheiten zusammen, nämlich mit der Existenz von »Sonderregeln« und der Existenz des »Vorwissens«.

1. Sonderregeln

Es kann sein, daß für eine bestimmte soziale Gruppe, für einen bestimmten Zweck und für eine bestimmte Zeit besondere Zuordnungen, eben »Sonderregeln« eingeführt werden. So kann vereinbart werden, daß »schläft« nicht »schläft« bedeutet, sondern eine vielleicht als indezent empfundene Tätigkeit anderer Art. Solche Sonderregeln brauchen nicht immer ausdrücklich vereinbart zu werden; meist spielen sie sich einfach ein, ohne daß darüber etwas gesagt würde. In literarischen Werken scheinen solche Sonderregeln eine große Rolle zu spielen, jedenfalls nach Ansicht mancher Interpreten - etwa in Aussagen wie »>Wasser< bedeutet bei dem Dichter x in dem Gedicht y nicht >Wasser<, sondern >Tod<«; vielleicht würde man eher sagen »>Wasser< ist eine Chiffre für >Tod<«, aber dies dürfte gemeint sein.

Aussagen über das Bestehen von Sonderregeln sind schwer überprüfbar. Nach meiner Auffassung fallen sie in den Bereich der fiktionalen

Prosa, wenn nicht zwei Voraussetzungen gegeben sind: (a) es müssen klare Aussagen des Autors über solche Sonderregeln vorliegen, oder aber (b) es muß sich eine Konvention für solche Sonderregeln nachweisen lassen, und es muß Anhaltspunkte dafür geben, daß der Autor ihr folgt (z. B. bestimmte Topos-Konventionen). Ich denke, daß in vielen Fällen keine dieser beiden Bedingungen erfüllt ist. Dies müßte man aber im einzelnen nachprüfen.

2. Vorwissen

Es gibt viele Belege dafür, daß unser Verständnis sprachlicher Äußerungen nicht allein davon abhängt, daß wir die Bedeutung der darin vorkommenden Wörter und syntaktischen Konstruktionen kennen, sondern daß mindestens vier Faktoren im Spiel sind, von denen man drei zusammenfassend als Vorwissen bezeichnen kann.

(a) Ein Sprecher muß über etwas* verfügen, was man als »Weltwissen« bezeichnen könnte, d. h. ein bestimmtes Faktenwissen, an das ein Sprecher anknüpfen kann, wenn er etwas sagen will. Um einen Satz wie »Die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts zur Reform des §218 stieß bei den Parteien auf eine unterschiedliche Aufnahme« zu verstehen, genügt es nicht, die Bedeutung der Wörter »Partei«, »Paragraph«, »Aufnahme«, »stoßen« usw. und die Funktion bestimmter syntaktischer Regeln, z. B. die der Attributivkonstruktion, zu kennen. Man braucht einfach eine Menge Faktenwissen. Sonst erfaßt man zwar in bestimmter Weise die Bedeutung des Satzes, aber man versteht ihn nicht »richtig«. Eine Äußerung setzt immer bei einem gewissen Pegel an Weltwissen an, das derjenige, der den Satz bildet, seinem Hörer zutraut. Schwierig wird dies, wenn entweder der angesprochene Hörer über dieses Wissen nicht verfügt, oder überhaupt kein bestimmter Hörer angesprochen ist, so daß, je nachdem, das vom Sprecher angesetzte Weltwissen bald vorhanden ist, bald nicht. In diesen beiden Fällen sind *Erklärungen* der Äußerung möglich, die darauf hinauslaufen, daß Faktenwissen nachgeliefert wird. Solche Erklärungen kann man gleichfalls als Aussagen über die Bedeutung von Äußerungen auffassen. So könnte man zum Beispiel sagen: »Der §218 regelt den Schwangerschaftsabbruch« oder »Bei den Parteien handelt es sich um ...«, usw. Solche Erklärungen können vom Sprecher selbst gegeben werden, etwa wenn er sieht, daß der Hörer nicht klar kommt, aber auch von andern, die sich auskennen. Aussagen über das erforderliche Weltwissen - nicht darüber, welches Weltwissen erforderlich ist - sind gut nachprüfbar.

(b) Die zweite Art von Wissen, über die ein Sprecher verfügen muß, wenn er eine bestimmte Äußerung verstehen will, kann man als Situationswissen bezeichnen. Damit sind Kenntnisse über Sprecher, Hörer, Sprechzeit und -ort, Verhältnis Hörer-Sprecher usw. gemeint. Mit

diesem Wissen werden gleichsam die offenen Stellen der Bedeutung aufgefüllt, die durch deiktische Elemente wie »ich« »hier«, Tempusmorpheme usw. entstehen. In einer normalen Sprechsituation bereitet es dem Hörer gewöhnlich keine Schwierigkeit, diese Information der Situation zu entnehmen. Bei literarischen Texten sind hingegen die üblichen situativen Voraussetzungen nicht gegeben. Sie müssen daher anderweitig ergänzt werden. Wenn in der alltäglichen Rede jemand sagt: »Ich bin sehr erstaunt«, so kann man gewöhnlich leicht entscheiden, wer »ich« ist, zu welcher Zeit dies gesagt wird usw. - und damit sind die Voraussetzungen zu einer Entscheidung über wahr und falsch auch gegeben. Wie steht dies aber bei einem Satz wie »Auf der Schiffsbank mach ich meinen Pfühl«? Wer ist hier »ich«? Ist es C. F. Meyer? Oder ist es ein allgemeines »Ich«, wie z.B. in dem Satz »Eine aporetische Situation ist eine, in der ich handeln kann, wie ich will: es ist falsch«. In seiner Interpretation des Gedichts äußert sich Staiger indirekt darüber; er scheint zu meinen, es sei der Dichter: »Wenn der Dichter das Spätboot besteigt...« (S. 247). Es konnte aber sein, daß er hier nicht den Dichter des Gedichts meint, sondern den generischen Dichter. - Bevor man solche Behauptungen über die Bedeutung von »ich« riskiert, müßte man zunächst klären, in welcher Weise Äußerungen wie die genannte Gedichtzeile überhaupt in einer Sprechsituation verankert sind und wie die Prinzipien aussehen, nach denen die verschiedenen situativen Faktoren die »Gesamtbedeutung« und damit unser Verständnis bestimmen.

(c) Die dritte Komponente schließlich, die bei unserem Verständnis eine wichtige Rolle spielt, kann man als Textwissen bezeichnen. Damit meine ich jene Informationen, die dem unmittelbaren sprachlichen Kontext entnommen sind und die vielfach unmittelbar in die Konstruktion der Sätze hineinwirken. Die beiden Sätze »Die einen sind offenbar schon wenige Jahre nach Entstehen der Dichtung vom Dichter für notwendig befunden worden. Andere konnten sich erst später durchsetzen.« (S. 63) versteht man nicht ganz, wenn man nicht weiß, daß unmittelbar zuvor von »Korrekturen am >Ganymed« die Rede war, so daß hinter »die einen« und hinter »andere« jeweils »Korrekturen am >Ganymed« zu ergänzen ist. Hier handelt es sich um eine »reguläre Ellipse«, d. h. um ein Wort oder Textstück, das nach festen Regeln weggelassen werden kann, weil beim Hörer zuvor ein bestimmtes Textwissen aufgebaut wurde, das ein Verständnis sicherstellt. Ein anderer typischer Fall ist die Verwendung anaphorischer Pronomina oder anderer anaphorischer Elemente (damit, danach, usw.), usw. In literarischen Texten wird gleichfalls ständig vom Textwissen Gebrauch gemacht. Oft jedoch werden die entsprechenden Techniken angewandt, ohne daß im vorausgehenden Text die dafür erforderlichen Voraussetzungen geschaffen wären. Wenn es heißt »Einen kenn ich, einen nenn ich«, dann wird eine übliche Technik

der Ellipse angewandt («... stehen zwei Chinesen. Einen kenne ich.») Aussagen über die Bedeutung literarischer Texte beziehen sich oft auf solche »offene Stellen«. In vielen Fällen ist dies sehr einfach. Wenn es heißt: »Die einen sind im Dunkeln, die andern im Licht«, dann ist offenbar »Menschen« (o. ä.) zu ergänzen, d. h. »die andern« bedeutet »die andern Menschen«, nicht »die andern Bergeshöhen«, obwohl dies nicht im Text steht (dort steht »die andern«). In vielen Fällen sind solche Aussagen jedoch schwer oder gar nicht kontrollierbar. Wer ist »er« in »Rühmen, das ist's! Ein zum Rühmen Besteller / Ging er hervor wie das Erz aus des Steins / Schweigen.« Mir scheint, wenn jemand sagt »<Orpheus«, so ist dies eine fiktionale Behauptung, d. h. es ist nicht gesagt, wie dies ist in der Welt des Gedichts, und dies wäre auch gar nicht zu überprüfen, sondern es wird vom Interpreten eine Realität erfunden, in der Orpheus in bestimmter Weise hervorgeht.

(d) Die vierte Komponente schließlich ist der Text selbst, wie er da steht, mit seiner »literalen« Bedeutung, die auf bestimmten Konventionen beruht. Diese Konventionen selbst können vage und unbestimmt sein, aber sie sind das, was man beherrscht, wenn man die Sprache beherrscht.

Wenn man also verstehen will, was in einem Satz gesagt ist, genügt es nicht, die Sprache zu kennen und damit die literale Bedeutung zu erfassen. Die Sprache selbst trägt, metaphorisch gesprochen, nur einen Teil der Last. Sie arbeitet so, daß zum Verständnis von Äußerungen in ihr eine Reihe von Voraussetzungen erfüllt sein muß, eben die genannten. Die Äußerungen selbst können daher vieles offen lassen. Dies gilt für alle sprachlichen Äußerungen, Und wenn die Linguistik die Aufgabe hat zu klären, wie die natürliche Sprache aufgebaut ist und wie sie funktioniert, dann muß sie die Rolle der genannten Faktoren des Vorwissens klären. Selbstverständlich heißt das nicht, daß die Linguistik sozusagen sämtliches Wissen, das ein Sprecher haben kann, erforschen müßte. Dies wäre ein groteskes Mißverständnis. Es kommt vielmehr darauf an zu klären, welche Bedeutung (im umfassenden Sinn) eine bestimmte Äußerung hat, *wenn* dieses und jenes Wissen vorhanden ist - anders gesagt, in welcher Weise dieses und jenes Wissen zur Gesamtbedeutung beiträgt, soweit etwa, daß man (bei Aussagen) über wahr und falsch entscheiden kann (ob »ich heiße Fritz« wahr oder falsch ist, kann man nicht entscheiden, solange nicht klar ist, wer »ich« ist).

Es müssen also die Gesetzmäßigkeiten geklärt werden, nach denen sich die Gesamtbedeutung aufbaut. Ähnlich also wie es in der Physik auf die Formulierung der Gesetze der Mechanik fester Körper ankommt, nicht aber darauf, wie schwer alle Steine sind, wie schräg die Berghänge, wie rauh ihre Oberfläche, so kommt es auch hier auf die Prinzipien an, nicht auf die Ermittlung aller Einzelheiten in jedem einzelnen Fall. Ist man

allerdings an einem konkreten Fall (z. B. dem eines Steines) interessiert, dann wird die Ermittlung der besonderen Verhältnisse, der »Randbedingungen«, notwendig. Wenn man also einzelne Fälle erklären will, benötigt man einesteiis die Kenntnis der Gesetzmäßigkeiten, andererseits die der Randbedingungen. Wenn man also »Ganymed« interpretieren will, muß man die Gesetzmäßigkeiten kennen, nach denen die Gesamtbedeutung zustandekommt, und man muß wissen, wie die Verhältnisse im besonderen sind, d. h. wie es mit den vier oben genannten Komponenten im besonderen aussieht. Dies ist es, was ich unter einer linguistischen Textanalyse verstehe. Eine literaturwissenschaftliche Textanalyse ist gewöhnlich noch an etwas mehr interessiert, nämlich am Schönen, an der poetischen Wirkung, dem Stilwert und dergleichen. Dies kommt in Aussagen wie den oben unter 4.3 erörterten zum Ausdruck. Eine literaturwissenschaftliche Textanalyse muß daher auch diese Aussagen aufnehmen, und zwar, wenn sie wissenschaftlich sein soll, so, daß diese Aussagen prinzipiell überprüfbar sind. Dies soll im folgenden Abschnitt etwas systematischer formuliert werden.

5 Was soll eine Textanalyse leisten?

Eine (wissenschaftliche) Textanalyse soll angeben

- (a) wie ein bestimmter Text aufgebaut ist,
- (b) welche Gesamtbedeutung ein bestimmter Text hat,
- (c) welche ästhetischen Eigenschaften ein bestimmter Text relativ zu bestimmten Lesern hat.

Alle Aussagen einer solchen Textanalyse müssen im Prinzip überprüfbar sein. Sie sollen möglichst auch praktisch überprüfbar sein. Eine Textanalyse, die sich auf (a) und (b) beschränkt, bezeichne ich als (rein) linguistisch, eine, die zudem (c) einbezieht als literaturwissenschaftlich im weiteren, und eine, die sich auf (c) beschränkt, als literaturwissenschaftlich im engeren Sinne.

Bei allen drei Anforderungen kann man eine Voraussetzung und eine Aufgabe im engeren Sinne unterscheiden. Die Voraussetzung besteht darin, daß die jeweiligen Gesetzmäßigkeiten bekannt sein müssen. Die Aufgabe besteht darin, die besonderen Verhältnisse des jeweiligen Textes zu registrieren und zu zeigen, in welcher Weise die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten darin wirksam wurden.

SA Analyse der Form

Voraussetzung ist hier eine Grammatik der Sprache, in der der zu analysierende Text formuliert ist, und die Aufgabe besteht darin, anhand dieser Grammatik eine Beschreibung des Textes zu liefern. Dies kann ergänzt werden, falls es irgendwelche andere formale Gesetzmäßigkeiten gibt, z.B. solche, die die Abfolge markierter und unmarkierter Elemente

betreffen (Metrik) usw. Eine solche Beschreibung ist gewöhnlich nicht vollständig, sondern man wird sich an bestimmten Zwecken orientieren, zu denen man die Textanalyse »eigentlich« unternimmt. Bei einer literaturwissenschaftlichen Textanalyse (im weiten Sinn) wird man sich vielleicht auf jene Eigenschaften - »Gestaltmerkmale« - beschränken, die man später für bestimmte ästhetische Aussagen braucht, vielleicht Äquivalenzen, Abweichungen, Besonderheiten im Adjektivgebrauch, oder was auch immer.

Im Prinzip ist dies diejenige Anforderung, die am leichtesten zu erfüllen ist, auch wenn man in der Praxis der Linguistik hier nicht so weit ist, wie man wohl sein sollte. Es besteht kein Zweifel, daß die einschlägigen Aussagen gut kontrollierbar sind.

5.2 *Analyse der Bedeutung*

Dieser Anforderung ist unvergleichlich schwieriger zu genügen, und zwar einesteils, weil wir von einer genauen Kenntnis der Gesetzmäßigkeiten, nach denen sich eine Gesamtbedeutung aufbaut, sehr weit entfernt sind, und andernteils, weil man oft sehr schwer entscheiden kann - wenn überhaupt -, was an Vorwissen vorausgesetzt wird und welche Sonderregeln eventuell vorliegen.

Es gibt meines Wissens bisher keine semantische Theorie, die den Anforderungen einer Textanalyse genügt. Die Rolle des Vorwissens findet sich gewöhnlich nur postulatorisch berücksichtigt. Obwohl die wichtigsten Phänomene natürlich bekannt sind, hat man bislang kaum Versuche unternommen, die dabei wirksamen Gesetzmäßigkeiten systematisch und präzise in den Griff zu bekommen (ausgenommen vielleicht einige situative Faktoren beispielsweise in der Montagueschen Pragmatik). Über andere wichtige semantische Phänomene, z. B. die Vagheit, die teils mit der Unbestimmtheit der Konventionen, teils mit dem Vorwissen zusammenhängt, gibt es bislang kaum Untersuchungen (vgl. dazu den Aufsatz von Rieger in diesem Band). Man kann sich nun vielleicht darum streiten, ob es überhaupt eine Aufgabe der Linguistik ist zu klären, wie es kommt, daß man z.B. die Referenz in dem folgenden Satz versteht: »Die lyrische Produktion Goethes seit dem *Divan* stand bisher im Schatten dieses Zyklus, dessen großartiger Reichtum alles, was dem alten Dichter dann und wann noch an einzelnen Gedichten von künstlerischem Gewicht gelang, zu erdrücken schien.« Jedermann versteht, daß »der alte Dichter« Goethe ist. Er würde es sogar verstehen, wenn es vorher hieße »die lyrische Produktion seit dem *Divan*...« — unter der Voraussetzung, daß er weiß, wer den *Divan* geschrieben hat. Er versteht es, obwohl ihm vielleicht gar nicht klar ist, was »künstlerisches Gewicht« und »großartiger Reichtum« sind und wie ein Zyklus einen Schatten haben kann. Dies ist einfach nicht zu bestreiten. Ob nun die Erklärung dieser

Tatsache eine Aufgabe der Linguistik oder sonst einer Wissenschaft ist, scheint mir eher eine terminologische Frage. Wenn die Linguistik aber angeben können soll, welche Bedeutung Sätze haben, und zwar so weit, daß man über Wahrheit und Falschheit dieser Sätze (bei Aussagen) entscheiden können soll, dann fällt es in ihren Aufgabenbereich. Natürlich ist es nicht eine Aufgabe der Linguistik zu klären, wer den *Divan* geschrieben hat. Es ist aber eine Aufgabe der Linguistik zu klären, wie es kommt, daß ein Sprecher, sofern er weiß, daß x den *Divan* geschrieben hat, den obigen Satz so versteht, daß »der alte Dichter« ebenfalls x ist. Ich denke, (a) daß es notwendig ist, eine umfassende Semantik in diesem Sinne aufzubauen, wenn man ernsthaft den Anspruch verfolgt, Aufbau und Funktionsweise der natürlichen Sprache zu erklären, (b) daß es möglich ist, denn schließlich verstehen wir Äußerungen der natürlichen Sprache Tag für Tag, und (c) daß man auf diese Weise einen großen Teil der Aussagen, wie sie sich beispielsweise in Interpretationen finden, überprüfbar machen kann.

Die Aufgabe der Textanalyse besteht natürlich nicht darin, eine solche Theorie zu entwickeln und sie für einzelne Sprachen zu konkretisieren. Sie muß vielmehr (a) aufzeigen, was im konkreten Fall, bei diesem bestimmten Text, an Vorwissen und an Sonderregeln erforderlich ist, und (b) aufgrund dieser Analyse und der Bedeutungstheorie die Bedeutung angeben.

Die Krux einer jeden Textanalyse steckt hier in dem Wort »erforderlich«. In der alltäglichen Kommunikation richtet sich einer, der einen Satz bildet, an gewissen Annahmen über seinen Gesprächspartner aus. Er kann davon ausgehen, daß dieser in der üblichen Weise seine Informationen aus der Situation zieht. Bei literarischen Texten, die ja gleichsam »zeitentrückt« sind, d. h. die nicht zum sofortigen Verbrauch in einer bestimmten Situation an bestimmte Personen gerichtet sind wie der Satz »Du gehst mir auf die Nerven«, ist dies nicht so einfach. Man kann sich hier an zusätzlichen Bekundungen des Autors orientieren, um so auf seine Intentionen zu schließen (wie dies ja oft geschieht, vgl. oben 4.1.). Man kann »das normale Wissen eines Lesers der Entstehungszeit« zugrunde legen, obwohl dies nicht nur beim Gilgamesch schwierig ist, oder das eines kultivierten Lesers der Entstehungszeit oder der Interpretationszeit. Man kann einen »homo poeticus« oder einen idealen Leser und sein Wissen als Maßstab nehmen oder einen besonders gebildeten Literaturkenner oder Lieschen Müller. Je nachdem erhält man *mit Recht* ganz verschiedene Bedeutungsbeschreibungen. Dies ist genau jene Stelle, an der Textanalysen offen sind, d. h. an der der Analysierende gewisse Setzungen nach seinem Gutdünken vornehmen muß, relativ zu denen er dann aber kontrollierbare Behauptungen über die Bedeutung des Textes aufstellen kann.

5.3 Analyse ästhetischer Eigenschaften

»..., selig scheint es in ihm selbst«

Bislang war nur von den Anforderungen an eine linguistische Textanalyse beliebiger sprachlicher Äußerungen, alltäglicher wie literarischer, die Rede. Eine literaturwissenschaftliche Analyse muß darüber hinaus Aussagen über bestimmte ästhetische Eigenschaften wie »schön«, »ergreifend«, »bewirkt ein >evating excitement<« usw. machen. Dies kann implizit oder explizit geschehen. Implizit äußert es sich beispielsweise darin, daß es mehr Interpretationen zu Goethe als zu Wilhelm Müller gibt. Implizit sind wahrscheinlich auch Sätze wie die folgenden solche Aussagen über ästhetische Eigenschaften: »Goethes >Faust< ist die reinste Verkörperung des suchenden und ringenden, des fallenden und sich wieder erhebenden Menschen in der Dichtung der Neuzeit.« Hier gibt es wohl eine dahinterstehende, nicht ausgesprochene Wertaussage »es ist wünschenswert (oder schon, oder erhaben), daß die Dichtung den suchenden und ringenden, den fallenden und sich wieder erhebenden Menschen in möglichst reiner Form darstellt.«, ein Satz, den man vielleicht wieder auf einen andern wie »es ist wünschenswert, den Menschen in ausgeprägten Formen darzustellen.« o. ä. zurückführen kann. Man kommt unter Umständen in einer ganzen Argumentationskette auf bestimmte ästhetische Prinzipien, die allerdings gewöhnlich auch nicht explizit angegeben werden. Eine explizite ästhetische Aussage ist beispielsweise die, daß Brentanos >Der Spinnerin Lied< »eines der einfachsten (Gedichte) ist und eines der kunstvollsten, die wir haben, und darum eines der schönsten.« (S. 158, Alewyn). Diese Aussage ist meiner Meinung nach richtig, aber es konnte doch jemand kommen und sagen, es sei ein ganz mieses Gedicht, und wie soll man ihm dies widerlegen?

Unter der Annahme, daß ästhetische Eigenschaften den Texten selbst zukommen (»selig scheint es in ihm selbst«), sehe ich dazu keine Möglichkeit. Insbesondere kann man unter dieser Annahme auch nicht den ja oft krassen Wandel in der Beurteilung einzelner Werke erklären (Kanonwechsel). Es liegt daher, wie schon in 4.3 ausgeführt wurde, nahe, stattdessen von der Auffassung auszugehen, daß die betreffenden Aussagen dem äußeren Anschein entgegen Aussagen über Einstellungen von Menschen zu Werken sind. Daß jemand zu einem bestimmten Text eine bestimmte Einstellung hat, ist sicherlich eine im Prinzip überprüfbare Behauptung über etwas in der realen Welt. Eine Behauptung wie »>Der Spinnerin Lied< ist schön« wird daher aufgefaßt als eine verkürzte Version der Behauptung »Bestimmte Leute halten >Der Spinnerin Lied< für schön« (ähnlich wie »Es wurde viel getanzt« eine verkürzte Aussage ist für »Von manchen Leuten wurde viel getanzt«). »Schön« und vergleichbare Wörter sind also oft elliptisch benutzte zweistellige Prädikate:

sie bezeichnen nicht eine (einstellige) Eigenschaft, sondern eine Relation zwischen Menschen und Texten, wobei eines der beiden Argumente, nämlich die Menschen, oft weggelassen wird.

Gewöhnlich ist man nicht an der Relation zwischen einem bestimmten Menschen und einem Text interessiert, sondern an der zwischen einer Klasse von Menschen - vielleicht sogar allen - und einem Werk, wobei man davon ausgeht, daß sich die Menschen dieser Klasse in ihrer Einstellung nicht unterscheiden. Wenn Alewyn sagt, »Der Spinnerin Lied« sei ein schönes Gedicht, so ist damit sicher nicht bloß zum Ausdruck gebracht, er, Alewyn, halte es dafür, sondern die Behauptung ist etwa: »jeder Mensch hält dies für ein schönes Gedicht« oder »jeder Kenner« oder »alle meine Freunde«. Wahrscheinlich meint er in der Tat »jeder«, und dies ist auch der Grund dafür, daß eines der beiden Argumente weggelassen wird. Ob die Behauptung dann richtig ist» d. h. ob in der Tat jeder dies für schön halt oder nicht doch nur einige, ist eine andere, aber überprüfbare Frage.

Diese Auffassung läßt natürlich offen, woher die Einstellungen kommen, die bestimmte Gruppen von Menschen haben, ob sie aus der Natur des Menschen rühren, aus der Erziehung (womit das Problem nur verlagert ist), aus ihrer materiellen Lage, ob sie auf Normen zurückzuführen sind, die irgendeine als Normgeber akzeptierte Instanz aufgestellt hat. Dies sind wichtige und interessante Fragen, die aber nichts mit der Textanalyse zu tun haben.

Ich denke, (a) daß es notwendig ist, die Gesetzmäßigkeiten zu ermitteln, nach denen bestimmte Menschen Einstellungen zu Texten einer bestimmten (sprachlichen) Beschaffenheit - und damit meine ich Form und Bedeutung - haben, (b) daß dies möglich ist, denn wir haben solche Einstellungen, und sie sind offenkundig nicht völlig regellos, und (c) daß man auf diese Weise einen großen Teil der expliziten wie impliziten ästhetischen Aussagen, wie sie in herkömmlichen Interpretationen vorkommen, überprüfbar machen kann.

Diese Gesetzmäßigkeiten zu ermitteln, heißt natürlich nur, die Voraussetzungen für den im engeren Sinne literaturwissenschaftlichen Teil der Textanalyse zu schaffen. Die konkrete Aufgabe besteht dann wiederum darin, zu zeigen, welche besonderen Eigenschaften der Text hat - dies ist unter Umständen durch die linguistische Textanalyse geleistet - und welche ästhetischen Eigenschaften dem Text dann relativ zu bestimmten Menschen aufgrund der allgemeinen Gesetzmäßigkeiten zukommen. Dies ist eine ungeheuerliche Aufgabe, aber solange sie nicht in Angriff genommen wird, wird man vielleicht schöne und stimmige und suggestive Interpretationen erhalten, aber keine, von denen man begründet sagen kann: so ist es.

Die Schleiche singt ihr Nachtgebet, die Waldgeiß staunend vor ihr steht. Die Geiß trägt einen langen Bart, wie ein Magister hochgelehrt. Sie weiß nicht, was die Schleiche singt, sie hört nur, daß es lieblich klingt. Die Schleiche sinkt in Schlaf alsbald, die Geiß geht sinnend durch den Wald.

Anmerkungen

¹ Der Einfachheit halber sind alle Zitate aus Interpretationen in diesem Aufsatz Schillemeit (1965) entnommen; Seitenzahlen bei Zitaten im Text verweisen auf diesen Band; gewöhnlich ist noch der Name des Verfassers hinzugesetzt; die hier zitierte Stelle steht S. 62 und stammt von C. Lugowski. - In diesem Aufsatz werden nur ausnahmsweise Hinweise auf die Sekundärliteratur gegeben, nicht deshalb, weil es keine einschlägigen Arbeiten gäbe, sondern weil man sonst zu jedem Satz zehn Veröffentlichungen zitieren müßte. Ich glaube im übrigen auch nicht, hier etwas besonders Originelles oder Geistvolles zu sagen; das meiste ist nach meiner Auffassung selbstverständlich oder gar trivial. Aber es scheint sehr schwer zu sein, konsequent nach trivialen Einsichten zu handeln.

² Man kann dies auch so ausdrücken, daß alle Aussagen eine Welt schaffen und bei manchen darüber hinaus der Anspruch erhoben wird, daß diese geschaffene Welt einer anderen, bereits bestehenden in den erwähnten Aspekten gleich ist. Dies ist eine etwas weiterführende Vorstellung, aber der Einfachheit halber will ich im Text kurz von »realitätsschaffenden« und »realitätsabbildenden*« Aussagen bzw. Behauptungen reden.

³ Die Wörter »Behauptung« und »Aussage*« werden hier mit Absicht synonym verwendet, obwohl es für viele Zwecke sinnvoll ist, sie terminologisch zu trennen (wie man dies ja auch gewöhnlich tut). Aber dann müßte man zu sehr von der alltäglichen Redeweise abweichen, terminologische Konventionen einführen, erläutern, rechtfertigen, sich vielleicht auf eine bestimmte Theorie einlassen, und dies ist hier nicht meine Absicht. Dasselbe gilt für einige andere Begriffe wie »Äußerung«, »Satz«, die hier durchweg in einer laxen Weise verwendet werden.

⁴ Das Problem ist selbstverständlich viel verwickelter, als es hier angedeutet wird; man denke nur an prinzipiell unentscheidbare Aussagen in der Mathematik, von denen man nicht gleich annehmen wird, daß sie fiktional sind, oder an Aussagen wie »Aristoteles hätte dies gut gefunden«. Aber für den vorliegenden Zweck scheint mir die Unterscheidung klar genug.

⁵ und anderen, vergleichbaren Texten, z. B. Literaturgeschichten, sofern sie sich zu einzelnen Werken äußern, Literaturkritiken und dergleichen. Dafür sage ich hier immer der Einfachheit halber »Interpretation«.

* nicht unbedingt auf das Werk allein; vgl. dazu weiter unten.

⁷ Vgl. dazu den Beitrag von Wünsch in diesem Band. Ein anderes Problem ist übrigens, daß oft auch das Werk, dessen Bedeutung man erfaßt zu haben glaubt, zur Deutung der Psyche des Verfassers herangezogen wird, das Werk also eine Variante zu Konfessionen auf der Couch ist. Hier ist das Werk das Bekannte, die Psyche des Autors das zu Erhellende, während im obigen Zusammenhang der Autor und seine Intention als bekannt angenommen werden und das Werk zu analysieren ist.

⁸ Vgl. dazu etwa Marcus 1973 und Marcus 1975.

• So ist z. B. bei Spitzer zwar oft irgendeine sprachliche Erscheinung der »Aufhänger«, aber es geht ihm eben eher um den »Stilwert« bestimmter sprachlicher

Strukturen als um diese selbst, ebenso etwa bei Kayser und vielen andern - ganz im Gegensatz beispielsweise zu Jakobson.

¹⁰ In Klein 1972 habe ich ebenfalls eine solche, allerdings weniger gut begründete Ansicht vertreten: »(ergibt sich), daß die Interpretation eines literarischen Werkes lediglich ein Versuch sein kann, die Rezeption eben dieses Werkes in einer bestimmten Weise zu normieren. Sofern sie Aussagen über dieses Werk macht, ist sie keine deskriptive, sondern eine präskriptive und daher, jedenfalls nach üblichem Verständnis, keine wissenschaftliche Aktivität, keine *theoria*, sondern ein *praxis*.« Ich halte dies, wie weiter unten erläutert wird, nicht mehr für richtig, auch wenn sie für das, was an Interpretationen vorliegt, oft zutrifft. Es muß aber nicht so sein. - Dem Aufsatz von Ihwe verdanke ich im übrigen eine Reihe von Anregungen. (Viele Parallelitäten zu den hier vertretenen Auffassungen finden sich übrigens in der Göttinger Phil. Diss, von Harald Fricke: »Die Sprache der Literaturwissenschaft« (erscheint München 1977), die mir leider erst bekannt wurde, als dieser Aufsatz bereits im Druck war. Korrekturnotiz.)

¹¹ Damit soll aber nicht gesagt werden, daß diese beiden Aufgaben eine Angelegenheit der Linguisten sind. Den Linguisten geht es vor allem um die Gesetzmäßigkeiten des Aufbaus von Sätzen, von Bedeutungen und der Zuordnung beider, nicht um die Anwendung auf den einzelnen Fall zu bestimmten Zwecken (z. B. dem der Interpretation).

¹² Damit ist selbstverständlich nicht gemeint, daß alles, was so als »Textanalyse« vorgelegt wird, diesen Anforderungen genügt.

¹³ Es gibt natürlich eine gewaltige Tradition der Interpretation, in der zwischen verschiedenen Arten der Bedeutung (»Schriftsinn«) unterschieden wird. Damit hat meiner Meinung nach die Bedeutung, von der in literarischen Interpretationen die Rede ist, nichts zu tun.

Literatur

Ihwe, Jens F. (1976a): in diesem Band

Ihwe, Jens F. (1976b): *The Philosophy of Literary Criticism Reconsidered. On the Logic of Interpretation*. Ms., erscheint in *Poetics*.

Klein, Wolfgang (1972): *Vom Nutzen der Linguistik für die Literaturwissenschaft*. Unveröffentlichter Heidelberger Habilitationsvortrag.

Marcus, Solomon (1973): *Mathematische Poetik*. Frankfurt/M. u. Bukarest.

Marcus, Solomon (1975), Hg.: *Semiotica folclorului*. Bukarest.

Schillemeit, Jost (1965), Hg.: *Interpretationen 1: Deutsche Lyrik von Weckherlin bis Brecht*. Frankfurt/M.